

# Droht uns der Verlust der deutschen Hochsprache?

Autor(en): **Wiesmann, Louis**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **70 (1983)**

Heft 13: **Mundart und/oder Schriftsprache im Unterricht**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535066>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Wortes *Kommunikation*) ist grösser als wir annehmen. Die Frage Mundart oder Hochsprache ist nicht eine Frage des Entweder-Oder, sondern eine Frage der Vielfalt der Sprachen. Jede Sprache, jeder Teil einer Sprache, jede Mundart in einer Talschaft interpretiert die Welt wieder anders. Der Mensch als sprechendes Säugetier ist auf die sprachliche Vielfalt angewiesen.<sup>11</sup> Sie gehört zu seinem verwirrenden Hang zur Freiheit. Es wäre beklemmend, nur eine oder wenige Sprachversionen zu haben. Babel ist nicht ein Fluch, eine göttliche Strafe, sondern ein Pfingstsegen: ein Zeichen der Gabe, in verschiedenen Zungen, in verschiedenen Denkart zu reden.<sup>12</sup>

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Robert Karch: Angst, Schmäz und Wuet, Alemannische Gedichte im Basler Dialekt, Autorenverlag «Der Storchekahn», Herrenberg, 1981, Seite 6.
- <sup>2</sup> Ich danke Monika und Dian Schefold, Bremen, für die west- und ostdeutschen Fassungen der Vorworte zu den Postleitzahlen, ebenso dem österreichischen Konsulat in Zürich für die österreichische Fassung.
- <sup>3</sup> Zitiert nach John Hennig, Zum grammatikalischen Geschlecht englischer Fachbezeichnungen im Deutschen, in: Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Berlin 1963.
- <sup>4</sup> Siehe Hanspeter Ortner, Wortschatz der Mode, Düsseldorf 1981.
- <sup>5</sup> Zitiert nach Hans Peter Häberli, Züriwoche, 1. Juli 1982, S. 39.
- <sup>6</sup> Zitiert nach Richard Aschinger, Tages-Anzeiger, 9. März 1983, S. 5–6.
- <sup>7</sup> Siehe Dora and Erwin Panofsky, Pandora's Box, Kingsport, Tennessee 1962, und Gerhard Vogel, Der Mythos von Pandora, Hamburg 1972.
- <sup>8</sup> Siehe das faszinierende Gedicht von Heidi Nef-Braunschweig:  
 Stell s Färnseh ab, sait d'Mamme  
 stell s Färnseh ab, sait der Babbe  
 I stells nit ab  
 I wott luege  
 was mer fremd isch  
 und Angscht macht  
 und i nit verstand –  
 d'Wält vo de Grosse zrings um mi umme  
 in: En Elefant vo Äntehuse, Neue und alte schweizerdeutsche Verse und Geschichten für Kinder, herausgegeben von Anna Katharina Ulrich, mit Illustrationen von Käthi Bhend-Zaugg und Ruth Hürlimann, Atlantis-Verlag, Zürich 1975, S. 100.
- <sup>9</sup> Siehe Roman Jakobson, «The Beginning of National Self-Determination in Europe», in: Fishman, Joshua (ed.), Readings in the Sociology of Language, The Hague: Mouton 1968, S. 585–597; und John Hennig, Das Übersetzen liturgischer Texte im Lichte der Literaturwissenschaft, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, Bd. 13, Berlin 1974.
- <sup>10</sup> Siehe Roman Jakobson, Krystyna Pomorska, Poesie und Grammatik (Dialoge), Suhrkamp stw 386, Frankfurt a/M. 1982.
- <sup>11</sup> Siehe Ernst Leisi, Paar und Sprache (bes. 1. Kapitel, «Der Privatcode»), UTB 824, Quelle und Meyer, Heidelberg 1978.
- <sup>12</sup> George Steiner, After Babel (Aspects of Language and Translation), Oxford University Press 1975; und Julia Kristeva, Desire in Language, (bes. 4. Kapitel, «How does one speak to literature»), Columbia University Press, New York 1980.

## Droht uns der Verlust der deutschen Hochsprache?

Louis Wiesmann

Merkwürdiges ereignet sich im Schweizerland! Immer häufiger erteilen Lehrer ihren Unterricht im Dialekt und lassen auch das Schülergespräch in der Mundart führen. Prüfungen, selbst Hochschulprüfungen, gehen ohne das Hochdeutsche über die Bühne, als ob es belanglos wäre, ob einer sein Wissen in einwand-

frei formulierter Schriftsprache weitergeben kann.

Radio und Fernsehen strahlen immer mehr Beiträge aus, die nur der Deutschschweizer versteht. Politische und andere sachbezogene Sendungen, die auch unsere französischen und italienischen Miteidgenossen etwas ange-

hen, bleiben für diese unverständlich, und wenn Deutsche und Österreicher unsere Meinung über politische, wirtschaftliche, wissenschaftliche und andere Inhalte erfahren möchten, müssen sie allzuoft das Gerät abstellen. Sogar ein Bundesrat und ein angesehener Schriftsteller (Kurt Furgler und Max Frisch) mussten ein kontroverses Gespräch im Dialekt führen.

In zwei- oder dreisprachigen Gremien reden Deutschschweizer munter ihr Zürich- oder Berndeutsch, auch wenn Mitglieder aus Genf oder Lugano nicht folgen können, auf hochdeutsch aber folgen könnten. Der gefürchtete Graben zwischen Deutsch- und Westschweiz (samt der Südschweiz) droht zur Trennlinie des gegenseitigen Verstehens zu werden. Zeichnet sich eine solche Trennlinie auch zu unsern Nachbarn im Norden und Osten ab? Das hiesse das sprachliche Band, das uns mit den Deutschen und Österreichern und auf diese Weise mit einer grossen Kultur verbindet, empfindlich schwächen.

Tun wir nicht besser daran, uns um die Hochsprache zu bemühen und sie sorgfältig zu pflegen – und in der Schule zu lehren?

Dann können wir auch den Dialekt sauber davon abtrennen und hegen.

Dem ersten dieser beiden Ziele will sich der unlängst in Basel gegründete «Verein zur Pflege der deutschen Hochsprache» widmen.

Der «Verein zur Pflege der deutschen Hochsprache» wurde am 26. Juni 1982 in Basel gegründet. In Punkt 1 der Satzungen wird sein Zweck umschrieben: «Der Verein setzt sich dafür ein, dass der deutschen Hochsprache, die heute vielerorts vernachlässigt oder gar bedrängt wird, die ihr gebührende Stellung zukommt, vor allem in Schule und Öffentlichkeit. Eine sinnvolle Pflege der Mundart bejaht er ausdrücklich.»

Als Präsident amtiert Professor Dr. Louis Wiesmann von der Universität Basel.

### **Wie lernt der Schüler Hochdeutsch?**

Das Hochdeutsche lernen unsere Schüler in allen Fächern – jede Stunde eine Deutschstunde! Von Fach zu Fach sind andere Inhalte zu vermitteln, kommen andere Wörter sowie Wort- und Argumentationsfolgen vor, muss ein

anderes Denken in Worte gefasst werden. Doch Fachsprachen zu vermitteln ist nicht die einzige Aufgabe des Unterrichts. Es gibt zu denken, dass nur der kleinere Teil unserer Hochschulstudenten die Schriftsprache einigermaßen fehlerfrei beherrscht. Dabei fordern die Dozenten aller Fakultäten, das Gymnasium solle ihnen vor allem Absolventen weitergeben, die einen Sachzusammenhang auf hochdeutsch klar und sauber darlegen können. Wenn es nun dazu kommt, dass Gymnasiasten das Hochdeutsche in den zwölf Jahren ihrer Schulzeit seltener hören, wird in Zukunft ihre Ausdrucksfähigkeit nur bei einer Ausnahmebegabung ausreichen. Selbst in Gymnasien des Typus A, die wegen des Übersetzens aus mehreren Fremdsprachen eine ausgiebige Sprachschulung bieten, beherrscht schon heute zurzeit der Maturität nur eine Minderheit die Hochsprache.

Wie wird das in zehn oder zwanzig Jahren aussehen? Junge Leute, die nur die Volksschule besuchen, werden noch übler dran sein. Heute kann doch noch jeder, der seine Schulpflicht erfüllt hat, einen leidlichen, verständlichen Brief schreiben, und wenn einige Grammatikfehler vorkommen, geht die Welt noch nicht unter.

Werden das in zehn Jahren die Nachwuchsleute noch sagen können?

### **Die Sprachbeherrschung der Lehrer**

Blicken wir weiter in die kommende Zeit! Schon heute gibt es Lehrer, welche die Hochsprache nicht genügend beherrschen. In Zukunft aber werden Leute den Unterricht erteilen, die einst, als sie Schüler waren, allzuviel Dialekt mitbekommen haben. Für viele von ihnen wird das Ausweichen auf den Dialekt zum unausweichlichen Zwang. Darum ist zu befürchten, dass zahlreiche Deutschschweizer bis in einigen Jahrzehnten sich der Hochsprache nicht mehr werden bedienen können, sondern sie nur noch rein passiv verstehen. Ob auch das auf die Dauer verloren geht?

### **Die deutsche Schweiz schliesst sich kulturell ab**

Was wären die Folgen? Die normierte Form der Hochsprache, gleich welcher, ist der zentrale Bestandteil jeder höheren Kultur.

Die Schweizer hätten fortan bald einmal Mühe mit der wissenschaftlichen und jeder andern Sachliteratur, mit Zeitungen und Zeitschriften, Mühe mit der deutschen Dichtung, vor allem: sie könnten nicht mehr mit der heute selbstverständlichen Leichtigkeit an Sitzungen und Kongressen jenseits des Rheins teilnehmen, alle Korrespondenz, private und geschäftliche, müsste in einer unvertrauten Sprache geschrieben werden. Welcher Nachteil bei den stets wachsenden internationalen Verflechtungen! Zudem geriete die deutsche Schweiz in die Gefahr, zur Provinz zu werden, ganz im Unterschied zur West- und Südschweiz.

### **Gefährdete Mundart**

Zurück zur Schule! Der Dialekt hält nicht für alles Fachwissen, das zu vermitteln ist, die geeigneten Ausdrücke bereit. Dann muss man sich der Hochsprache bedienen. Auch ohne diese Not wird der weniger dialektbewusste Lehrer vielfach Hochsprachliches in seine Ausdrucksweise hereinnehmen. «Gschteinsundersuechige und aschtronomischi Berächtnige hän zu der Anahm gfüert, dass es vor anähernd 2500 000 000 Jahr zur Entstehig vo der Ärde ko isch.» Das ist nicht der Dialekt, den wir reden, das ist mit hochdeutschen Wendungen gepanschte Mundart, jedem bekannt auch aus Vereinsversammlungen: «Diesbezüglich mues ich der Asicht Usdruck gä...» Die Verwendung des Dialektes in Schule, Medien, Vereinsversammlungen usw. ist die grösste Gefahr für unsere Dialekte.

Der Dialektgebrauch in der Schule hat sich auch als Leistungshemmnis erwiesen. Wird der durchgenommene Stoff schriftlich geprüft, so steht der Schüler, dem die Sache im Dialekt vermittelt worden ist, vor einem Berg, weil er dasselbe plötzlich in der Hochsprache wiedergeben sollte. Besonders benachteiligt sind, wie die Erfahrung lehrt, die Grundschrift- und noch mehr die Fremdarbeiterkinder, für die der Weg zur Hochsprache ohnehin mühsamer ist als für Kinder, die von zu Hause einen breiteren Bildungshintergrund mitbringen.

### **Ursachen**

Man fragt sich, warum der Dialekt sich so rasch in Gebieten festgesetzt hat, die noch vor ein

oder zwei Jahrzehnten ein sicheres Revier der Hochsprache waren. Das hängt einmal mit dem an sich begrüssenswerten Regionalismus zusammen, mit dem wir heute der erdumspannenden Nivellierung entgegenwirken. Zum zweiten hat der Schweizer mit der Hochsprache in Gottes Namen seine Mühe, bald mehr, bald weniger, und es ist bequemer, so zu reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache darf sich jedoch Bequemlichkeit und Nachlässigkeit nicht breitmachen; denn das Sprachvermögen ist das Rückgrat unserer Kultur. Drittens: Dass die Mundart das Gemüt mehr anspricht als die Schriftsprache, ist unbestreitbar, und gerade bei jüngeren Schülern mag zur Ausnahme einmal die Mundart am Platz sein, bei älteren allenfalls, um ihnen die Zunge zu lösen und ihre Mitteilungsfreude zu fördern. Aber wenn es Leute gibt, die erklären, ein ausschliesslich in Hochsprache geführter Unterricht lasse das Innenleben der Schüler verkümmern, stimmt das nicht. Wer erinnert sich nicht an Schulstunden, die ihn gepackt, manchmal sogar ergriffen haben; und doch behielt sich der Lehrer den Dialekt für die Pause vor. Wenn schliesslich darauf hingewiesen wird, dass uns die Sprache unseres nördlichen Nachbarn missfällt, weil es die Sprache der Nazi war, gilt das wohl ganz nur für die ältere Generation, der die Reden der Hitler, Göring, Goebbels noch in den misshandelten Ohren nachklingen. Bei allem Verständnis für die Freude am Dialekt, die an sich ja höchst wünschenswert ist: an der herkömmlichen Gewaltentrennung zwischen Hochsprache und Mundart sollten wir festhalten. Nur so können wir beide pflegen und haben wir von beiden den vollen persönlichen und kulturellen Gewinn, kommen Gemüt und Bildung auf ihre Rechnung.

*Nach fünfhundert Jahren Buchdruck und jahrzehntelanger Vervielfältigung durch die Massenmedien ist die Rede in grossen Teilen zur Reproduktion der Schriftsprache geworden; es wäre kurios, das von schriftdeutschen Eigenheiten längst durchsetzte gesprochene Deutsch seinerseits der Schriftsprache als Vorbild anzudienen.*

*Wolf Schneider*